Prof. Dr. Alfred Toth

Das Sich-Zeigen der Namen zur Entzifferung

1. „Die Naturforschung folgt einem grammatologischen Modell. Die Dinge haben eine sprachlose Bedeutung, die sich im Sich-Zeigen des Namens zur Entzifferung anbieten; das sich-zeigende Zeichen ist 'ein Zuwerfen' (Paracelsus, Werke, ed. Peuckert, Bd. II, Darmstadt 1965, S. 450) der Bedeutung zum 'Lesen' durch den Menschen 'im Licht der Natur' (lumen naturale). Durch dieses 'Zuwerfen' der sprachlosen Zeichen übersetzt sich die Bedeutung, der wortlose Name der Dinge, in menschliche Sprache“ (Böhme 1988, S. 14).

2. Wie man sogleich sieht, ist die paracelsische Semiotik eine nicht-arbiträre Zeichentheorie. Die Namen inhärierenden den Dingen, die als von Gott geschaffen aufgefasst werden. Gott ist es, der den Dingen Namen verleiht. Die Dinge haben somit Namen, allerdings sind diese „wortlos“, denn es braucht neben den puren Objekten noch eine Abbildung, das „Zuwefen“, sowie jemanden, dem zugeworfen sind: den Menschen als Interpreten dieser Zeichen.

Was wir hier vor uns haben ist also nichts anderes als eine Definition natürlicher Zeichen, d.h. von Zeichen φύσει. Diese bedürfen also keiner thetischen Einführung (denn sie sind ja schon als „sich-zeigende“ Zeichen, d.h. natürliche Ostensiva, eingeführt), sondern lediglich einer Interpretation. Eine weitere Besonderheit künstlicher Zeichen ist, dass ihre Träger Teile ihrer Objekte sind, so wie z.B. das Blumenmuster einer Eisblume aus dem Eis gemacht ist, das sie als Objekt konstituiert. Blitz und Donner sind Teile des Objektes „Gewitter“, und wir können z.B. die Reihenfolge von Blitz und Donner, d.h. die ihrer Erscheinung zugrunde liegende „Kausalität“ einzig dadurch bestimmen, dass wir das semiotische Scenario kennen; wären Blitz und Donner Indikatoren anderer Vorgänge als von Gewittern, wäre das nicht möglich. Wie man sieht, taucht also bei Ostensiva die Situation als Objekt auf. Hierhin gehört auch das klassische Beispiel für Ostensiva: Ich kann, in einem

Wirtshaus sitzend, statt den Kellner zu bitten, mir eine Schachtel Zigaretten zu bringen, einfach meine leere Packung Zigaretten vor seinem Gesicht herumwedeln. Er wird verstehen, dass ich eine neue Schachtel Zigaretten möchte und nicht etwa annehmen, dass ich ihm eine Zigarette anbieten; die Situation und damit die Umgebung des sich-selbst zeigenden Objektes will es so. Wiederhole ich das ganze Scenario jedoch z.B. in einem Juweliergeschäft, so wird das Herumwedeln der leeren Schachtel vor den Augen des Inhabers auf völliges Unverständnis stossen, da in Juwelierläden keine Zigaretten verkauft werden.

3. Wir können somit im Anschluss an Toth (2011) die folgenden Definitionen benutzen:

natürliche Zeichen: $\mathcal{M} \subset \mathfrak{O}$

künstliche Zeichen: $\mathcal{M} \subset \{\mathfrak{O}\}$,

d.h. natürliche Zeichen sind ein Teil des von ihnen bezeichneten Objektes, sie sind sozusagen AN ihrem Objekt, daher spricht man auch von „Anzeichen". Sie befinden sich somit am gleichen Ort wie ihre Objekte. Demgegenüber stammen die materialen Träger künstlicher Zeichen von IRGENDWO aus der Objektwelt, nur nicht von ihren eigenen bezeichneten Objekten. Sie befinden sich somit nicht am selben Ort wie ihre Objekte. Ist die Bedeutungsbeziehung künstlicher Zeichen also einmal etabliert, ist das bezeichnete Objekt nicht da, wo das Zeichen ist, und in der Unabhängigkeit von den Objekten liegt ja der quantitative Sinn der Zeichen: Es ist viel praktischer, eine Postkarte mit dem Bild der Schneekoppe nach Hause zu bringen anstatt die ganze Schneekoppe. Damit verbunden ist der qualitative Sinn der Zeichen: Das Material ist im Prinzip egal, das als Zeichenträger verwendet wird, und damit das Objekt, aus dem das Material entnommen ist. Man kann Bilder z.B. auf Leinwand, Papier, Stoff, Kunststoff usw. malen. Dagegen gibt es keine Eisblumen, bei denen das Eis durch Pappmaché oder dgl. ersetzt ist.

4. Die sowohl quantitative als auch qualitative Gebundenheit, das die Definition natürlicher Zeichen

$\mathcal{M} \subset \mathfrak{O}$

mit sich bringt, wird somit in einer motivierten Semiotik wie derjenigen des Paracelsus verallgemeinert. In einer nicht-motivierten (arbiträren) Semiotik dagegen wird die andere Relation,

$\mathcal{M} \subset \{\mathfrak{O}\}$,

verallgemeinert: sie enthält $\mathcal{M} \subset \mathfrak{O}$ als Spezialfall, wenn nämlich die Menge von Objekten nur aus einem Element besteht. Das muss dann notwendig das Objekt sein, aus dem das Zeichen gemacht ist. Wir haben somit einen Spezialfall von Eigenrealität bei natürlichen Zeichen vor uns: die Ostensivität, welche die Fähigkeit von Objekten, sie als sich-selbst zeigende Zeichen zu verwenden ermöglicht. Ostensiva sind somit die Obermenge natürlicher Zeichen, und beide sind eigenreal, weil es keinen Abgrund zwischen Zeichen und Objekt gibt, die demzufolge koinzidieren, so wie Zeichen- und Realitätsthematik bei der formalen Zeichenklasse des Zeichens selbst (3.1 2.2 1.3 $\times$ 3.1 2.2 1.3) in ihrer Dualinvarianz kollabieren. Natürliche Zeichen und Ostensiva sind daher solcher, bei denen das Fehlen eines „notwendigen" Bandes zwischen Zeichen und Ausdruck kein tertium non datur darstellt – einfach deshalb, weil sie ununterscheidbar – und damit per definitionem logicae identisch sind. Der formale Ausdruck von Zeichen- und Realitätsidentität ist in der Peirceschen Semiotik durch die Kategorienrealität (3.3 2.2 1.1 $\times$ 1.1 2.2 3.3), die Hauptdiagonale der semiotischen Matrix, ausgedrückt, bei der die Triaden und die Trichotomien sowohl in Zeichen- als auch in Realitätsthematik zusammenfallen.

Ferner stellen wir fest, dass von der im Anschluss an Bense (1975, S. 45 ff., 65 f.) vollständigen Semiose

$\Sigma = \langle\mathfrak{O}, ZR°, ZR\rangle$

die Stufe der Disponibilität (ZR°) bei künstlichen Zeichen, Ostensiva und daher allgemein in der motivierten Semiotik übergangen ist. Wir somit nun soweit, dass wir das im Titel dieses Aufsatzes stehende „Programm" der paracelsischen Semiotik, also das Sich-Zeigen der Namen zur Entzifferung, mit dem folgenden einfachen Schema skizzieren können:

$\mathfrak{O}$

$\cup$

$\mathcal{M} \supset (M, O, I).$

Bibliographie

Bense, Max, Semiotische Prozesse und Systeme. Baden-Baden 1975

Böhme, Hartmut, Natur und Subjekt. Frankfurt am Main 1988

Paracelsus, Theophrastus, Werke. Ed. Will-Erich Peuckert. Frankfurt am Main 1965

Toth, Alfred, Semiotische Ableitung der Nicht-Arbitrarität der Zeichen. In: Electronic Journal for Mathematical Semiotics, 2011

26.5.2011